



Volker Ebersbach

Wildnis des Herzens

oder

**Die Reisen des gelehrten Ritters Rodeger von Serimunt,
eines Gesprächsfreundes
der Heiligen Elisabeth von Thüringen**

Impressum

Volker Ebersbach

Wildnis des Herzens

oder

**Die Reisen des gelehrten Ritters
Rodeger von Serimunt, eines
Gesprächsfreundes der Heiligen
Elisabeth von Thüringen**

ISBN 978-3-96521-730-0 (E-Book)

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

© 2022 EDITION digital

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: verlag@edition-digital.de

Internet: <http://www.edition-digital.de>

PRAEAMBULUM: Gottesminne

Es war einmal ein Ritter, in dem ein Gelehrter steckte. Wenn auch weder dem Ritter noch dem Gelehrten in seinem Leben je etwas glückte, bestand er doch viele Aventüren. Er hatte große Dinge erlebt, beglückende und arge, und war mehrmals dem Tod nur knapp entronnen.

Der Ritter muss gut beritten sein und reiten, reiten, gefährlich reiten und die Welt erkunden. Das Herz pocht in der Brust, die Hufe pochen auf den Weg. Im Vorfrühling des Jahres 1235 erreicht er, von Osten, aus der weiten, dunstigen pannonischen Ebene, aus dem Reich der Ungarn kommend, an den Ufern der Donau das Heilige Römische Reich, das SACRUM IMPERIUM ROMANUM, das teutsche Land. Es ist nicht seine Heimat. Dennoch hat er das Gefühl, er fände nach Hause. Ist es eine Todesahnung?

Die Menschenwelt ist ihm so fremd geworden, dass er dem Sterben bisweilen so froh wie einer Heimkehr entgegenseht. Ein Alter hat er schon, das wenige Menschen in seiner Zeit erreichen. Nicht viele Kranke hat er heilen können. Aber sich selbst ist er der beste Arzt gewesen. Auf die Heilkunst und die Philosophie versteht er sich weit besser als auf das Ritterhandwerk. Und Frau Aventüre reitet wie eine Fee unfassbar immer vor ihm her. Inzwischen gehorcht eine arabische Rappenstute namens Muntane seinem Griff in die Zügel, seinen Schenkeln und seinen Sporen. Ihre Hufe greifen scharf aus. Er hat in den Pferdesätteln weit größere Entfernungen zurückgelegt als seine Vorväter auf Schiffskielen. Einmal, das weiß er, kommt jedoch der Tag, an dem der Ritter ausgeritten hat. Warum bin ich so lange ziellos in der Welt umhergeirrt? fragt er sich. Ist es meine Vaterlosigkeit? Ich wollte nicht mit denen gehen, die mich betrogen hatten,

und ich geriet nur anderen Betrügern in die Hände. Wie ein Zugvogel kehrt dieser Ritter, Herr Rodeger von Serimunt, zurück in den kalten, dunklen Norden. Nirgends hat er den Stein gefunden, in dem blinkend ein Schwert gesteckt hätte, das allein von seiner Hand herausgezogen worden wäre. Sein Schwert heißt Springfeuer und nicht Excalibur. Er ist kein König, kein König Artus. Die Welt läuft ohne Gerechtigkeit weiter. Unterwegs hat er sich von Kaufleuten dafür bezahlen lassen, dass er sie auf Handelsstraßen ein Stück begleitete und ihnen die Waren vor Raubgesindel und Wegelagerern beschützte, von manch einem dankbar mit dem Heiligen Christophorus verglichen, von anderen mit Sankt Georg. So ist er den Gegenden, die er erreichen wollte, immer näher gekommen.

In den frühlinggrünen Wäldern erkennt er die Vogelstimmen wieder, die ihn vor Zeiten an den Liebreiz schöner Frauen

erinnert haben. Wahrhaftig! ruft er eines um das andere Mal in seinem Herzen sich selber zu: Wahrhaftig, homo viator! Wir sind Pilger auf dieser Welt, nur Pilger. An keinem Ort ist unseres Bleibens. Und erst im Sterben gelangen wir an unser Ziel. Aber noch stirbt er nicht, so leicht stirbt es sich nicht, das Sterben ist ein hohes Gut, das man nicht einfach am Wegrand findet. Er braucht vor dem letzten Ziel noch ein vorletztes. Sein inneres Auge hat ihm oft die Burg Kerlouan vorgeführt und die Gesichter der drei Damen, die vielleicht seine Cousinen waren. Er würde wohl nicht einmal ihre Asche finden, und von der Burg nichts als aschfarbene Ruinen. Hätte jemand die Burg wieder aufgebaut, ihm wären es Fremde. Der lachende Specht aber macht, dass er ein Frauenlachen hört. Es ist Elisabeth, die über seine Späße lacht oder ihn für irgendein ungeschicktes Wörtlein verspottet. Was wir wirklich lieben, geht uns nie verloren.

Die Wasser der Flüsse, die von beiden Seiten her der Donau zuströmen, wälzen, von der Schneeschmelze in den Bergen geschwollen, ihre Fluten eilig dahin. Es ist ein Rauschen, ein Gurgeln und Tosen, und wenn der Reiter verharret und lauscht, glaubt er den Widerhall davon in seiner Brust zu hören. Da treten ihm Tränen in die Augen. An einer Böschung seines Weges sieht er die bizarre Wirrnis der ineinander gewachsenen Wipfel zweier uralter Apfelbäume und ruft halblaut: – Das sind wir, wir beide! Und er spürte wieder die Wildnis seines Herzens.

In einer Burg bei Passau schmeckten die Speisen fade. Verwundert schaute man ihn an, als er sagte, er käme aus dem Morgenland, sei den Mongolen Ögödeis und Hülägüs entflohen, die man hier Tataren oder Tartaren nenne, weil man glaube, sie kämen aus der Unterwelt, dem Tartarus. Er sei ein treuer Gefolgsmann des Landgrafen Ludwig von Thüringen gewesen und

wolle dessen Witwe Elisabeth besuchen. Niemand sprach mehr mit ihm ein Wort, auch nicht am anderen Morgen. Der Burgherr sagte, als er ihm einen guten Weg wünschte, nur: – Wenn Ihr die Landgräfin Elisabeth sucht, so reitet nach Bamberg.

– Warum? Ist sie dort zu finden?

Das Ja des Burgherrn klang so, als schenkte er selbst ihm keinen Glauben.

An einem Ende eines Burgberges werden die Mauern einer neuen Domkirche aufgeführt. Rodeger traut seinen Augen nicht: Die älteren Teile des Baues haben die runden Fensterbogen, die er kennt. Aber nun setzen die Steinmetze den schmalen, hohen Fensterrahmen oben spitz zulaufende Bögen auf, wie er sie, allerdings breiter und flacher, im Morgenland gesehen hat, wie sie aber auch entstehen, sobald man zwei runde Bögen halb ineinander schiebt. In anderen Kirchen, die schon fertig sind, findet er, kniet er darin nieder, um still

zu beten, die gleichen Fensterformen, und auch die neuen Gewölbe alter Kirchenschiffe und Burghallen laufen spitz zu auf diese Weise.

Die teutschen Wälder sind für ihn voller Erinnerungen. Rodeger fühlt sich in ihnen heimisch, obgleich er nie bei ihnen zu Hause war. Er kommt nicht zum ersten Mal aus der Fremde zu den Teutschen; er kommt aus einer den Teutschen sehr fernen Fremde. Die Gesichter erscheinen ihm gespenstisch, jedes wie ausgebaut zu einer Festung. Die Sonne strahlt schwächer, obschon das Frühjahr voranschreitet. Sein Pferd wiehert auf einmal freudig, wälzt sich im frischen Rasen und schlägt die bläulich kühle, hell und gelb durchsonnte Luft mit seinen Hufen.

In Bamberg geht er durch ein Büchergewölbe. In seiner Geldkatze weiß er mehr als einen goldenen AUGUSTALIS, eingetauscht gegen einen Tatarendolch. Es ist die neue Münze, die auf der einen Seite Kaiser

Friedrichs Profil als römischen Cäsar und auf der anderen den staufisch-deutschen Adler zeigt. Sie ist so schwer, hart und gediegen wie einer der alten BYZANTINER. Lange hat er keinen mehr gesehen. Lange hat er auch kein abendländisches Buch gelesen. Er findet den EREC des Hartmann von Aue, zu teuer gewiss, er braucht den Händler gar nicht nach dem Preis zu fragen. Sein Geld wird er zusammenhalten müssen. Stattdessen erkundigt er sich, ob man wisse, wie es Hartmann, dem gelehrten Ritter, denn gehe und wo er lebe. Gestorben sei er, schon lange, erfährt er. Jeder Gebildete wisse es, wird er blicklos kurz belehrt. Da könnte es nur Misstrauen wecken, wenn er sagen würde, was ihm auf der Zunge liegt: Er habe den Dichter gut gekannt. Auf einem besonders hohen Stapel liegt, kunstlos gebunden, ohne Sorgfalt hingeschrieben, erschwinglich, der ROSENROMAN eines französischen Dichters. Rodegers Neugier bleibt gedämpft. Wer könnte

ihm über Rosen noch etwas Unerhörtes sagen? Schon wird seine Aufmerksamkeit abgelenkt: Auf einem anderen, höheren Tisch liegt, kostbar gebunden und verziert und sichtlich unerschwinglich eine Neuheit: DE ARTE VENANDI CUM AVIBUS, ein Buch über die Jagd mit Falken, reich und zierlich bebildert mit kräftig farbenfroher Malerei. Der Verfasser ist kein geringerer als der staufische Kaiser Friedrich, der Zweite seines Namens. Rodeger weiß seit dem Hoftag in Hagenau, dass Friedrich gelegentlich daran arbeitete. In einer Bibliothek des Morgenlandes hat er in einem arabischen Buch über die Jagd mit Falken gelesen. Er blättert, liest hier und da und findet seinen Verdacht bestätigt: Der Verfasser hat so manche Seite davon ausgeschrieben. Er mag ein großer Herrscher sein, als Verfasser dieses Buches hat er geklaut: Es ist zusammengeklaut, sagen Rodegers Lippen tonlos, so wie der Ritter Bertran

von Capua in Salerno meine Papiere geklaut hat.

Nachdenklich wartet er bei einem Kleiderhändler, der auch Schmuck feilhält, bis die beiden Bürgerfrauen das gefunden haben, was sie suchen. Ein Bürger wartet in gemessenem Abstand. Die eine betrachtet einen goldenen Fingerring, die andere hebt einen seidenen Schleier in die Höhe, greift nach der mit Perlen besetzten Haarspange, die ihr der Händler entgegenhält, und Rodeger glaubt, er dürfe seinen Ohren nicht mehr trauen, die jetzt hören, diese Raritäten hätten einen ganz besonderen Wert, die Landgräfin von Thüringen sei die Besitzerin gewesen, Elisabeth, Gemahlin Ludwigs, der von seinem Kreuzzug nicht heimkehrte. Sie hätte diese und andere Kostbarkeiten zu Geld gemacht, um in ihrem Spital die Kranken und die Armen zu ernähren. Da vermag er nicht mehr mit edlem Anstand zu warten. Er mischt sich ein:

– So ist sie immer noch am Werk in ihren Wirsinghäusern zu Eisenach? Ich danke Gott, dass er mich hergeführt hat, denn sie ist es, die ich suche, um sie zu besuchen.

– Ihr könnt sie weder suchen noch besuchen, Herr, denn sie ist tot. Seit Jahren schon, und sie starb nicht in Eisenach, sondern in Marburg an dem Flüsschen Lahn.

Eine der vielen ganz verschiedenen Möglichkeiten, die man sich ausdenkt, wird laut genannt, und man glaubt, dies und nichts anderes habe man vorausgesehen.

– So jung? entfährt es Rodeger. So lange, denkt er, war ich gefangen?

Sie schauen ihn schweigend und neugierig an und flüstern einander etwas zu. Alles, erinnert er sich grämlich, was sie mir gegeben hat, hat sie mir auch genommen. Der HERR? Die Herrin hat's gegeben, die Herrin hat's genommen.

– Ihr kanntet sie? verwundert sich die eine Frau. Die andere fragt: – Wie war sie denn, Herr Ritter? Habt Ihr der Dame nahegestanden?

– Ich zog mit Landgraf Ludwig. Aber wir mussten, wie Ihr wisst, ohne unseren geliebten Herrn ins Heilige Land fahren.

Da fangen sie an, ihm Wundergeschichten zu erzählen, die über Frau Elisabeth im Umlauf sind, über die Heilung von Kranken und die Fürsorge für Aussätzige, über die Speisung Verhungerrnder und ihre Gastlichkeit für Bettler, Alte und Ausgestoßene. Sie fassen es nicht, dass er ihr Hinscheiden zum ersten Mal vernimmt, auch wie sich ihre Brotwecken auf wundersame Weise in Rosen verwandelt hätten, weil der raue Herr Heinrich Raspe ihr in den Korb hatte schauen wollen und ihr das Brot für die Armen ja weggenommen hätte. Da sie nicht aufhören, weiß er: Für alles, was er im Morgenland erlebte, hätte hier niemand Ohren. Zuletzt wird

ihm versichert, es dauere nicht mehr lange, dann werde die selige Landgräfin eine Heilige sein.

Brot für die Hungrigen, denkt Rodeger nicht ohne Geistesrührung, und Rosen für die Satten – wie sinnreich! Das Volk braucht Heilige, die Herren machen sie.

So eilt die Kunde, dass ein thüringischer Ritter wieder im Land sei und Frau Elisabeth von Thüringen besuchen wollte, dem Ritter Rodeger von Serimunt voraus.

Ich war sterbensmüde, flüstert Rodeger auf der Gasse in seinen Bart. Und sie, sie geht! Sie war ihm manchmal unvergleichlich irdisch, ja sinnlich vorgekommen, aber eben durchaus nicht festzuhalten. Sie war so voller Geben und konnte sich zugleich unerbittlich verflüchtigen. Er wäre jetzt gern gegangen, ihr nach, will aber, wenn es Gott will, noch eine Weile bleiben. Sobald er wieder allein ist, wird ihm, als wäre sie um ihn. Als wolle sie sich für immer von ihm verabschieden.

Als wolle sie für immer bei ihm bleiben.
Als frage sie ihn, ob er dieses oder
jenes wünsche.

– HERR lehre mich den Sinn des
Widersinns!

Ihm sträuben sich die Haare, sooft er
daran denkt, dass sie gestorben ist,
dass er an eine Tote denkt. Ihm wird im
Sattel taumelig. Er hatte sie verklärt.
Nun kommt es ihm so vor, als hätte er
ihr den Tod gewünscht, weil er sie nicht
sinnlich, nicht irdisch hatte haben
können. Seit er sie liebt, ohne sie zu
haben, ohne sie zu lassen, ahnte er,
dass er nur in dem Gedanken, dass sie
tot sei, Ruhe fände. Nun ist es ein
Wissen. Die Toten umgeben uns noch
eine Zeit. Bald kommen sie seltener,
bald nicht mehr. Dann bleiben sie uns
fern, als wären sie woanders
angekommen.

Es ist ihm immer am liebsten gewesen,
wenn er auf sich selber angewiesen
war, sich selber helfen und selbst
zusehen musste, wie er weiter

durchkam. Eine Stimme mahnt ihn, jetzt einfach umzukehren, andere Weltgegenden aufzusuchen, anderwärts seine Aventüre zu finden. Weil aber sein Herz im Spiel ist, fasst er Vertrauen zu den Menschen, die Elisabeth angeblich gekannt haben, obwohl sie für ihn Fremde sind und manchmal ein Gesicht ziehen, als hätten sie nichts Nettes mit ihm vor. Und was für eine düstere Frömmigkeit muss er unter diesen Teutschen finden, wiederfinden. Was die Frömmigkeit anging, war die Ungarin Erzsébet ganz eine Teutsche geworden!

Lange muss er in der Bischofsburg zu Bamberg warten. Der Bischof befindet sich nicht in seiner Residenz. Ein Mönch unbestimmten Ranges befragt Rodeger.

– Ihr nennt Euch Magister Rodeger von Serimunt? Geboren zu Palermo?

– Verzeiht: Zu Messina.

– Und habt die Landgräfin von Thüringen gesucht? Und wusstet nicht einmal, dass sie zum Herrn eingegangen ist?

– Herr! Ich lebte Jahre lang als Gefangener bei den Sarazenen.

– Lernt man dort so frech und gotteslästerlich zu lügen? Nun, die Ketzerei lernt man dort sicherlich. Ein Kreuzfahrer wollt Ihr gewesen sein? Wisset: Wir befinden uns im Ketzerkreuzzug, mitten im Heiligen Römischen Reich! Ihr habt im Reich wohl einen Gewährsmann, der Euch kennt?

Rodeger sucht in seinen Erinnerungen nach einem Menschenantlitz, dem er jetzt trauen könnte. Er sucht lange. Dann sagt er klar: – Ja! Herr Heinrich von Askanien, der Fürst von Anhalt.

Man lässt ihn weiter warten.

– Verfügt Euch auf die Burg Pottenstein über der Püttlach. Reitet aber vorsichtig. Der Kaiser war lange nicht

im Land, und Raubgesindel schweift umher. Ihr wünscht einen Begleitschutz? Nein, Herr, das sähe ja aus, als wollten wir einen Ritter gefangen setzen. Habt Ihr denn keinen Knappen?

– Dafür bin ich zu arm.

Auf einmal ist ihm wieder klar, was schon Elisabeth an ihm erkannt hat: Sie alle, Bertran und Federico, Herr Ludwig und Herr Konrad von Marburg, – sie fühlten sich von ihm erkannt, durchschaut und missbilligt, noch ehe er den Mund auftat. Etwas Entlarvendes geht schon von seiner wortkargen Ruhe aus, von seiner Miene, seinem Lächeln, das die Betroffenen boshaft ein Grinsen nennen, als schwankten sie, ob er vielleicht der sei, dem an der Tafel des Gral der freigelassene dreizehnte Platz gebührte: Ist dieser Dreizehnte der Ritter Galahad, den die Heldenepen besingen und dem Herr Hartmann von Aue als dem Gottesritter huldigte, oder

ist er, wie die Pfaffen hämisch
dagegenhalten, der Verräter Judas?

Er fand den Lauf der Püttlach und folgte
ihm. Schroffe Felsen wiesen ihm den
Weg. Jenseits des Flusses tauchen
Reiter auf und halten Ausschau. Sie
sehen ihn und kehren um. Wenn die
eine Furt finden oder gar kennen, sagt
er sich, dauert es keine Stunde, und sie
sind hier. Umkehren macht ihn jetzt
verdächtig. Besser ist, er begegnet
ihnen. Sie tun wie Banditen und fangen
mit der üblichen Behauptung an, er
solle endlich seine Schulden bezahlen.

– Ich habe bei niemandem Schulden,
entgegnet Rodeger.

– Das ist uns gleich. Wir werden nur
von deinem Gläubiger geschickt, und
zu ihm bringen wir dich jetzt.

Er wusste nicht, weshalb die Reisigen
ihn festgenommen hatten, und sie
sagten ihm auch nicht, wohin sie ihn
schleppten. Da war er wieder
überrumpelt worden. Warum hatten sie

es immer so leicht mit ihm? – HERR,
machs glimpflich! betete er.

Der Weg stieg an. Der Wald blieb
zurück. Aus der Rodung wuchsen
Mauern. Die Burg hieß Pottenstein. Das
hatte er einem Wortwechsel der
Schergen entnommen. Er war ohnehin
auf dem Weg hierher gewesen. Warum
also diese Gewalt?

– Du bist jetzt hier gefänglich
eingezogen, sagte der Burgvogt schon
im Tor.

– Ich wäre als freier Mann selbst
gekommen, wie mir in Bamberg
befohlen wurde.

– Wer sollte das einem wie dir glauben?

Einen Tag und eine Nacht hörte er in
einer engen Kammer, deren Fenster
nur ein schmaler, mit dünnem
Ziegenleder bespannter Spalt war,
draußen, unten, Rufe und Hufe. Ketten
klirrten, Seile knirschten auf den Rollen
der Zugbrücke, und Hornklänge
entfernten sich. Dann wurde er geholt

und einem kostbar gekleideten, ihn freundlich anblickenden Prälaten vorgeführt.

– Äußere dich! Bist du der, der du zu sein vorgibst? Welches Erbe beanspruchst du?

– Und ich bin zwar arm, aber ich erhebe keine Ansprüche auf irgendein Erbe, und ich habe keine Schulden. Ich bin zwar wie ein Ritter dahergekommen, aber ich war nie ein guter Ritter. Auf so viele andere Künste verstehe ich mich besser, dass ich in all den Jahren ein reicher Mann hätte werden müssen. Gott hat es nicht gewollt.

Der Bischof von Bamberg, Herr Ekbert von Andechs-Meranien, ein Oheim der Frühverstorbenen, residiert auf Pottenstein. Er möchte von Wundern hören, die Frau Elisabeth vollbracht habe. Hier an diesem Ort, der durch ihre Anwesenheit gesegnet worden sei, habe sie auch Wunder gewirkt. Aber sie seien leider ihre letzten, nicht die ersten gewesen. Er sucht nach Zeugen, die

Wunder gesehen haben und ihre Aussagen beider. Erzbischof Siegfried von Mainz habe den päpstlichen Auftrag, diese Aussagen zu sammeln, zu prüfen und dem Heiligen Vater in Rom, Papst Gregor, zum Zweck der Heiligsprechung vorzulegen. Dieser Papst, der Neunte seines Namens, habe unlängst auch schon drei Mönche, Franziskus von Assisi, Antonius von Padua und Dominikus de Guzmán, heiliggesprochen.

– Wer ermächtigt ihn dazu? fragt Rodeger.

– Weißt du das nicht? Deine Frage klingt ketzerisch. Er hat dazu einen göttlichen Auftrag, den Auftrag zu binden und zu lösen wie der Heilige Petrus. Wir Priester alle haben diesen Auftrag, je nach Rang und Würden. Du müsstest das doch als ein Christ des Abendlandes wissen. Mir scheint, du warst zu lange im Morgenland.

Seine Stimme hat den Klang eines scheppernden Kessels.

– Seinen Auftrag von Gott hat jeder. Aber ist einer unter uns, der sich mit einem Auftrag von Gott über andere erheben darf? Vor Gott sind alle gleich.

– Das sind ja wirklich Ketzereien. Ich will sie nicht gehört haben. Wir üben uns in viel Geduld mit dir. Von dem, was du mir sagst, hängt ab, ob ich dich für den nehme, als den du dich ausgibst: Rodeger von Serimunt, magister disciplinae spiritualis der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, ihr geistlicher Gesprächsfreund also. Erinnerung dich! Sie hat selbst lange auf diesem Schemel hier gesessen, nachdem ihre Tante, die fromme Nonne Mechthild von Kitzingen, sie hat zu mir bringen lassen. Auf diesem Schemel ist sie klug geworden.

Nun ist es klar: Er mag sich selbst noch so hartnäckig für Galahad halten, für den Gottesritter, der er gern geworden wäre. Sie sehen in ihm Judas, den Verräter.

Der Bischof hat drei
Dominikanermönche als Zeugen und
einen Schreiber für die Vernehmung
rufen lassen. Wie Elstern stehen sie in
ihrem schwarzweißen Habit an den
Pulten. Rodeger hört im inneren Ohr
Kelabanes mütterlich warnende
Stimme, dunkel wie ihre
Mohrinnenhaut: – Du wirst deine Zunge
essen müssen, El Freng!

Er hat sehr viel über Elisabeth zu
erzählen. Doch nichts davon wollen sie
hören. Wunder soll er bezeugen. Es ist
wie ein Verhör, und da er zaudert, wird
es ein Verhör. Warum nur sind sie so
darauf versessen, Wunder bezeugen zu
lassen, Wunder zu verkünden, zu
beglaubigen, Wunder womöglich auch
zu tun? Wozu Wunder? Ist denn der
Glaube, den ich niemals verloren habe,
nicht selbst Wunder genug? Sagte zu
seinen Jüngern nicht Jesus selbst, er
tue Wunder nur für die Kleingläubigen,
und selig seien die, die nicht sehen und
doch glauben? Nun sitze ich so

gefangen, dass mich nur ein Wunder
herausholen könnte.

– HERR, bewahre mich davor, dass ich
dich um ein Wunder bitte!

Die Tote, belehrt ihn Herr Ekbert,
wieder freundlicher, habe noch geweint
und geschwitzt, und Wohlgerüche seien
von Ihrem Leichnam ausgegangen, als
man sie begrub und als man sie in die
Kirche umbettete und krönte. Ein
wunderwirkendes, heilkräftiges Öl sei
unten aus dem Bleisarg ausgetreten.
Nur wenige Tropfen hätten
Augenkranken, Fallsüchtigen,
Gelähmten Heilung gebracht.

– Warum bebt deine Brust?

Rodeger beugt sich über das
Pergament und hält sich seine Berylle
aus Bagdad wie eine Schere vor die
Nase. Herr Ekbert wirft einen
verwunderten, misstrauischen Blick auf
diese Augen aus geschliffenen Steinen.
Er kennt den Text auswendig und
spricht ihn seinem erstaunten Leser

vor: – Ein Mann, welcher seiner
Fleischeslust wie einer unheilbaren
Krankheit erlegen war, so wie ein
Schwein eben, das, kaum dass man es
gewaschen hat, sich gleich wieder in
den Morast seiner Suhle wirft, also ein
richtiges Schwein von einem Mann, sei
keusch geworden vom Beten an ihrem
Grab und habe die Todsünde der
Unkeuschheit für alle Zeiten abgelegt.
Warum zitterst du?

Wieso erzählen sie gerade mir gerade
das? fragt er sich selber. Laut erkundigt
er sich: – Was habe ich damit zu tun?

Der Vernehmer, an den der Bischof nun
das Wort weitergibt, feixt wie über einen
ertappten Sünder: – Warum trübt sich
deine Stimme? Davon war ja noch
keine Rede. Aber nun gebt Ihr selbst
uns einen Anhaltspunkt. Der
Beichtvater der Landgräfin, Herr Konrad
von Marburg, hat es in einem
Schriftstück festgehalten: Ihr, Herr
Rodeger von Serimunt, hättet sie zur
Unzucht bewegen wollen. Sie selber

hätte es nicht abgestritten. Nun, das ist eine Frage der Wortwahl. Ein Wunder könnte dich retten, ganz im Sinn dieses Wortes. War es nicht irgendein Wunder, das dich davon zurückgehalten hat, das schwache Weiblein zu verführen? Wenn keins geschah, dann gab es gar kein Hindernis. Dann hast du sie verführt. Oder hast du sie gar genotzüchtigt?

Nun bebt ihm die Brust wirklich. Nun zittern ihm Knie und Schultern.

– Das alles ist an den Haaren herbeigezogen. Ihr, meine Herren, notzüchtigt hier die Wahrheit. Ich hatte Frau Elisabeth sehr lieb, das ist wahr. Aber nicht minniglich habe ich sie geliebt, nicht buhlerisch, sondern rein geistig.

– Und wenn sie Herrn Konrad eine sündige Liebe zu dir gestanden hat? Auch das steht in dem Pergament, das wir nach dieser Verhandlung gern vernichten, wenn sie gut verläuft. Der Sündenpfehl ist aufgedeckt! Du warst in

Sünde getaucht wie in eine
Jauchengrube. In Sünden hast du dich
gewälzt wie im Mist! Warum stotterst
du! Was stammelst du?

Sie hat mich also doch geliebt. Den
Satz formt Rodeger lautlos mit den
Lippen. Und ich habe es nicht glauben
wollen. Soll ich so liebesblind gewesen
sein?

– Was hast du dir da übrigens für
Teufelssteine unter die Augen
gehalten?

– Das sind zugeschliffene Berylle. Sie
vergrößern, gewissermaßen als
zusätzliche Augen aus geschliffenen
Steinen, geschwächten
Sehwerkzeugen alles Geschriebene.
Diese hier sind zwar aus dem
Morgenland. Aber die ersten, die ich
brauchte, schenkte mir ein edler
Burgherr in Frankreich.

– Teufelszeug! Beschlagnahmt!

Ein Wink genügt. Die Berylle werden
dem gelehrten Ritter weggenommen.

– Herr Konrad von Marburg hat mich diese Sehhilfe gebrauchen sehen. Warum ist Herr Konrad von Marburg hier nicht zugegen? Er nahm daran keinen Anstoß.

– Weißt du das auch nicht? Er ist bei der Verfolgung von Ketzern zum Märtyrer geworden. Man kann auch sagen: Er hat sie sehr weit getrieben und sogar Edelleute vor die Heilige Inquisition gezogen. Er war nicht nur Elisabeths Beichtvater, er war auch ihr Peiniger, ein frommer Peiniger allerdings, den sie selbst bei ihren Andachtsübungen sehr schätzte. Als sie gestorben war, fahndete er nach anderen edlen Sündern. So ist er dann nächtens von Unbekannten überfallen und ermordet worden. In seiner eigenen Kapuze haben sie ihn erdrosselt. Mit seinen Predigten hat er große Menschenmengen hinter sich zu bringen gewusst, Laien wie Mönche, und bußfertig gemacht, und Ritter hat er für den Kreuzzug gewonnen, die